

Zeitschrift: Fachblatt für schweizerisches Anstaltswesen = Revue suisse des établissements hospitaliers

Herausgeber: Schweizerischer Verein für Heimerziehung und Anstaltsleitung; Schweizerischer Hilfsverband für Schwererziehbare; Verein für Schweizerisches Anstaltswesen

Band: 7 (1936)

Heft: 1

Artikel: Altersfürsorge im Heim : Vortrag, gehalten an der Jahresversammlung des "Sverha" in Luzern 1935 [Fortsetzung folgt]

Autor: Grether, F.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-805874>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

gegeneinander hetzt, daß sie werden wie Tiere, wo die Armut ihren Siegeslauf hält und Millionen von Menschen, Tausende von Unternehmungen und Hunderte von Gemeinden erfaßt und ihnen fast den Atem nimmt.

Liebe junge Mitarbeiter, auch in unserm Heim will die Armut Einzug halten. Ueberall versiegen die Quellen, die bisher noch geflossen sind und immer ängstlicher könnte man werden, nervöser und mutloser. Und wir würden uns wahrhaftig in guter Gesellschaft befinden dabei; denn die ganze Welt ist ja heute nervös und mutlos. Wir aber wollen uns davon fernhalten und uns nicht anstecken lassen von der allgemeinen Ratlosigkeit und Verzweiflung. Gerade am Neujahrstage wollen wir uns wieder mit neuer Eindrücklichkeit sagen lassen, daß Gott am Werk ist, daß er wirklich und wahrhaftig in unsere menschlichen Verhältnisse eingreift, ob wir es sehen oder nicht.

Den Kleingläubigen unter uns aber, denen, die sichtbare Beweise brauchen, rufen wir zu: Tut eure Augen auf auch für das Gute, seht einmal nicht nur das Schlechte in der Welt. Seht all die vielen guten Kräfte, die das Jahr durch am Werk sind, in den Werkstätten, im Heim, in der Freizeit, am Werktag wie am Sonntag. Wer das gesehen hat, kann nicht Pessimist sein.

Wer würde sich denn entmutigen lassen durch schlechte Zeiten? Wir sicherlich nicht. Dazu sind wir denn doch zu jung; dazu haben wir denn doch zuviel Kraft. Nein, wahrhaftig, die Freude an unserer Aufgabe lassen wir uns nicht vergällen durch die üblen Zeiten. Kopfhänger werden wir nicht.

Aber aufrufen wollen wir uns lassen durch die harte Zeit zu ganzer Tat, zu noch größerem Ansporn, zum Einsatz der ganzen Persönlichkeit. Dabei wollen wir Gott danken, wenn er uns in die vorderste Linie stellt, ins scharfe Gefecht, in Sturm und Feuer und tolles Gedränge. Denn nur so werden ganze Männer. W. Sch.

Altersfürsorge im Heim.

F. Grether, Basel.

Vortrag, gehalten an der Jahresversammlung des „Sverha“ in Luzern 1935.

Wenn ich heute das Thema „Altersfürsorge im Heim“ zu meinem Referat gewählt habe, so ist es vielleicht für viele unserer lieben Freunde, die an dieser Tagung teilnehmen, etwas Neues, etwas, das kaum mit Erziehung und ähnlichen Problemen, die so oft an unsern Tagungen besprochen werden, zu tun hat. Ja, es ist gewissermaßen ein Gegenstück zu der Aufgabe, die unsere Erzieher immer und immer wieder erleben dürfen. Ich meine damit die geistige und physische Entwicklung des jungen Menschen. Zwei schöne Aufgaben stehen sich da gegenüber: die Erziehung unserer Jugend und damit unserer Zukunft, und die Betreuung alter Mitpilger. Hier Werden und dort Vergehen. Ich stehe daher unter dem Eindruck, daß das heutige Thema auch dem Erzieher gewisse Einblicke ins Menschenleben bietet, das

hier auf der Höhe, ja, man kann ruhig sagen, auf dem Scheidepunkt angelangt ist, auf das Leben, das sich allmählich bereit macht auf jene andere Welt, die seiner und unser aller wartet.

Wollen wir uns nun in das Problem der Altersfürsorge vertiefen, so müssen wir uns zuerst über das Alter selbst und vor allem über das, was es uns zu sagen hat, etwas Rechenschaft ablegen. Nicht daß es mir in meinem kurzen Referat möglich wäre, dieses Thema erschöpfend zu behandeln, dies würde zu weit führen. Ich möchte nur versuchen, Ihnen allen einen Einblick zu bieten in das Leben und Wünschen unserer lieben Alten, dann aber auch über ihre Einstellung zu ihrer letzten Wirkungsstätte und zu deren Mitmenschen.

Verehrte Anwesende! Was sagt uns nun das Alter? Wie wird es auch einmal früher oder später zu Ihnen und zu mir kommen? Denn es wird kommen, darüber können wir uns trotz allem Widerstreben nicht hinwegtäuschen. Dem einen kommt es wohl als ein Befreier von der ermüdenden täglichen Arbeit. Er fühlt es und sagt es sich im stillen: Nun ist es genug, nun muß du ausspannen. Ja, du mußt es, sonst sind deine Tage bald gezählt. Das sind die, denen es schwer fällt, das Werkzeug oder die Feder aus den Händen zu legen. Wieder ändern sagt das Gesetz: Du hast nun soundso viele Dienstjahre hinter dir und es ist an der Zeit, daß du andern Platz machst. Auch er spürt auf einmal, daß er alt, er muß sich in das Unvermeidliche schicken. Dann ist noch einer da, er hat Jahrzehnte in seiner Fabrik gearbeitet, er ist damit alt geworden und muß nun feiern, weil er einer der ältesten ist. Er soll gehen, er ist nun alt. Gewiß, zu allen kommt das Alter, auch zum Bankier, dessen Glieder zittrig und dessen Gedanken nicht mehr so recht zusammenhängen, und dessen Kopf müde geworden. Es sagt ihm ganz konsequent, du bist nun alt und mußt dich trotz deines Geldes in diese Situation fügen; sie ist nicht zu umgehen. Und dort jene alte buckelige Dienstmagd, die immer die Erste auf ihrem Posten war. Schon bei den Großeltern des Doktors diente sie als junges Mädchen und nun ist es die dritte Generation, bei der sie immer noch zu dienen sucht. Sie muß oft aussetzen, das alte müde Herz will nicht mehr mitmachen. Ganz leise gibt sie es endlich zu, es ist doch etwas Sonderbares, wenn man so alt wird; kann man gar nichts dagegen tun? Es will einfach nicht mehr gehen. Nein, lieber alter Mann und liebe alte Frau, es gibt kein Mittel gegen das Altwerden. Ich könnte noch mehr Beispiele anführen. Eine aber darf ich gewiß nicht vergessen. Sie, die alte Mutter, die so viele Kinder großgezogen, und denen sie ohne den Vater, der verhältnismäßig jung starb, alles hat sein müssen. Sie, die des Lebens Mühe und Arbeit voll und ganz ausgekostet, wie selten ein Mensch. Ja, auch sie ist eben alt geworden und nun ist niemand mehr da, der für sie sorgt. Sie ist allein. Allein und alt. Wo sind denn sie, die sie einst großgezogen hat? Gestorben, verdorben, draußen in der Welt. Was interessiert sie doch wohl diese alte Frau, die heute eine Last für sie bedeutet. Ja, so tritt es an uns alle heran, das Alter, für die einen

ein sonniger Lebensabend, für die andern harte Not, deren sie sich zu wehren suchen, so gut es eben noch geht.

Aus all diesem heraus verstehen wir, was uns das Alter zu sagen, was es eigentlich zu bedeuten hat. Es sagt uns vieles, das wir kaum verstehen, solange wir nicht selbst alt geworden, oder wenn wir nicht täglich, ja, stündlich mit dem Alter in Berührung kommen. Tritt doch hier die Stufe des Lebens in Erscheinung, die wir fast die Schicksalsstunde im Leben eines Menschen nennen möchten. Ein Lebensabschnitt von verhältnismäßig kurzer, aber desto abschlußreicherer Bedeutung, der mit dem vollständigen Zerfall alles dessen, was irdisch an ihm gewesen, endet. Vor diesem Zerfall, der sich eigentlich kaum zeitlich feststellen läßt, setzt für uns alle einmal die menschliche Fürsorge ein. Auch wir werden des Gefühls nicht ganz los, daß auch wir einmal, sollte der Lebensabend früher oder später anbrechen, derselben unsere Hand entgegenstrecken müssen als willkommene Helferin, deren wir in den Stunden des Alters, der Hilflosigkeit, der Krankheit und der Pflege so sehr bedürfen.

Welche Fürsorge wird es nun wohl sein, die der suchenden alten Frau oder dem alten Manne hilfreich zur Seite tritt? Sich ihrer annimmt? Selbstverständlich diejenige der Kinder, der nächsten Blutsverwandten. Gewiß wäre dies die schönste und segensreichste Fürsorge, die wir uns denken können. Könnte doch auf diese Weise viel von der Liebe und der Aufopferung der nun altbetagten Mutter oder des Vaters durch die Pflege der Kinder in reichem Maße wieder zurückerstattet werden. Hier muß dann aber die Gewißheit vorherrschen, daß nicht materielles Interesse die Grundlage der persönlichen Fürsorge ist; denn allzu leicht kann sich eine solche in eine kalte und rücksichtslose Behandlung der alten Eltern auswirken, die diese gewiß nicht verdienen.

Neben dieser Familienfürsorge, wie wir sie nennen wollen, wird auch die private Fürsorge in Frage kommen. Auch da ist es wichtig, zu wissen, in was für Hände der alte Mann oder die alte Frau gelangt. Spielen doch auch hier wieder materielle Interessen eine wichtige Rolle. Gewiß wertvoll wird es sein, wenn durch die Behörde die Verhältnisse vor und nachher geprüft und im Auge behalten werden, dies, um den alten Leutchen Enttäuschung und Verdruß zu ersparen. Die Versorgung selbst, die in den meisten Fällen durch die Behörden geschieht, soll gegenüber dem Klienten in freundlicher und taktvoller Weise vollzogen werden. Regt doch der ganze Vorgang der Versorgung wie Vorladung, Besuche, Informationen etc. die alten Leutchen auf, dies besonders, wenn sie keine Schweizerbürger sind und mit ihren Heimatbehörden über größere Unterstützungsmöglichkeiten verhandelt werden muß. Kann doch hier die Frage der Heimschaffung zur Diskussion gestellt werden. Doch ist in einem solchen Falle der Leumund des zu Versorgenden von ausschlaggebender Bedeutung.

Wir haben nun in kleinen Zügen den Gang miterlebt, den eine Versorgung, eine Unterbringung einer alten Frau oder eines alten Mannes bedingt. Alles ist nun geregelt, es steht ihr und ihm die Türe

offen ins Heim. Rein menschlich gesprochen darf nun ein sorgenloser Lebensabend beginnen. Logisfrage, Miete, Kleider und Lebensmittelbeschaffung fallen dahin. Auch für Wäsche und Schuhe ist gesorgt. Tritt Krankheit ein, so sind Hände da, die helfen und pflegen können. Uns, die wir Tag für Tag in dieser Arbeit stehen, steigen oft leise Frage und Wunsch auf: Wird wohl auch einmal so für mich gesorgt? Wie sonderbar, wie kommt doch bei einer solchen Uebersiedelung das rein Menschliche so recht zum Ausdruck, ja, wie hängt doch der Mensch an all dem, das er bis jetzt Tag für Tag gebraucht hat, und wenn es zuletzt nur ein Messer, eine Gabel oder ein Löffel ist.

In manchen Altersheimen darf beim Eintritt Mobiliar mitgebracht werden. Auch hier verlangt oft gewisse Vorsicht ein strengeres Maß des Mitzubringenden, dies meist aus hygienischen Gründen. Gewiß kann viel Aerger und Verdruß auf beiden Seiten erspart bleiben, wenn vor dem Eintritt ins Heim alles über diesen Punkt besprochen und festgelegt worden ist. Denn wie schwer fällt manchmal dem einzelnen die Trennung von seinen sieben Sachen. Oft muß man es dann wohl hören, wie die schönen Möbel haben verkauft werden müssen, ja, und wie man das und jenes hier so gut brauchen könnte. Es kommt sogar vor, daß ganz im stillen, ohne daß es die liebe Hausmutter weiß, da und dort untergebrachte Möbel, Bilder und Wäschestücke wieder, und zwar meistens bei Nacht ins Heim gebracht werden. Doch das Auge der Mutter entdeckt die Sache gar bald und mit Liebe, oft auch mit etwas Strenge wird die Retournierung verlangt.

Die Hausordnung, die jeder Insasse erhält, verstehen oft die guten Alten nicht so recht. Die Frauen kennen das, was verlangt wird, meistens schon alles. Sie sind in dieser Beziehung den Männern durch ihren frühern Beruf etwas voraus, doch läßt es dann oft in der Praxis zu wünschen übrig. Die Männer bringen den Vorschriften Verständnis entgegen, und finden oft, daß man ja im Dienst und in der Kaserne auch auf Ordnung habe halten müssen. Daß nun aber die Wäsche, Kleider und Strümpfe ein Nümmerlein oder Initialen erhalten sollen, das kommt wieder manchem unnötig vor. Es heißt da oft: „Ich kenne meine Sachen schon.“

Und nun das Zimmer, ihr eigentliches Heim. Ja, was könnte uns dies nicht alles erzählen von seinen Insassen, von lieben und guten Menschen und von solchen, die ihnen selbst und ihren Mitkameraden viel Unruhe und Sorge gebracht haben! Gewiß, er ist wichtig, der Raum, in dem man sich nun in gesunden und kranken Tagen heimisch fühlen soll. Nicht eintönig soll er sein, sondern freundlich, hell und sonnig. Eine Aussicht auf Garten und Straße, beides wird geschätzt. Sind doch dem Städter der Ausblick auf Straße und Dächer noch lieber als in einen Garten, wo er vermeint, immer das gleiche zu sehen. Draußen auf dem Gesims stehen im Sommer Geranien und Röslein. Sie werden von Mann und Frau liebend betreut. Eine gut regulierbare Zentralheizung, die aber vom Personal bedient werden muß, sorgt im Winter für die nötige Wärme. Und dann das Bett. Eine gute

Roßhaarmatratze mit Keilkissen, Wolledecke, Leintüchern und Kissen. Die Frauen machen es selbst und den Männern wird es besorgt. Tönt es da nicht oft wie bei Kindern? „Ja, meine Matratze, die ist gut“ — „Ja, und meine, ich würde mit dir nicht tauschen“.

Für alte Leute sind Oefen immer und immer wieder eine Gefahr. Sei es, daß sie der Feuerung, die ihnen oft zu wenig intensiv ist, nachhelfen und dabei mit den Kleidern und Haaren mit dem Feuer in Berührung kommen und das Unglück ist geschehen. Sei es, daß sie die Ofenklappe regulieren wollen und sich der Gefahr einer Kohlenoxydvergiftung aussetzen. Dann ist aber auch die Versuchung groß, dies und jenes am Ofen zu wärmen und zu trocknen.

Zimmer und Bett sind gewiß zwei wichtige Faktoren der Fürsorge im Heim. Dazu tritt noch einer, der Kleiderschrank: Abschließbar, etwas, über das man selbst verfügt und dessen Inhalt oft Geheimnisse birgt.

Der Jugenderzieher wird im stillen zu sich sagen: Ganz wie bei uns. Ja, der Schrank! Bitte keine weitem Nägel einschlagen, das ist ja alles schon da. Auch Sorge dazu tragen und nicht alles Unmögliche darin aufspeichern, was Nützlichem den Platz versperrt. Es ist nötig, daß man hie und da ausräumt und nachsieht, gerade wie bei den Jungen, sonst würde es oft unliebsame Ueberraschungen geben. Im Alter prägt sich eben oft gar manches aus, das in der Jugend noch Spielerei gewesen. Ich möchte hier nur auf die Sammler aufmerksam machen, die jedes und alles, was sie auf der Straße finden, mitnehmen und in eben ihrem Schrank gut versorgen. Beliebt sind vor allem Zigaretten, Stumpenresten und Zündholzschachteln, Bildchen aller Art, dann aber auch Brotresten. Hier muß man sich oft fragen, warum kann er dann gerade von diesem nicht lassen? Dies bei den Männern. Bei den Frauen sind es wieder andere Gegenstände, die beliebt sind. Es tut dann oft dem Besitzer weh, sich von all den Schätzen zu trennen, die er fortlaufend gesammelt und die ihm nun als wertlose Ware enteignet werden müssen. Aber die Hausordnung verlangt eben solche kleine Eingriffe in die persönliche Freiheit.

Eine Frage steht wohl für die Leiter von Altersheimen immer noch offen: Sind Einer- oder Zweierzimmer vorzuziehen? Ich weiß, daß in vielen ländlichen Anstalten der Schlafsaal noch eine Rolle spielt, meistens bedingt durch die Anlage der Gebäude und der vorhandenen Räumlichkeiten, wohl auch aus praktischen und ökonomischen Gründen, die ich hier nicht weiter erörtern möchte. Bei den in den letzten Jahren erbauten Altersheimen ist nun die Idee für kleine Schlafräume durchgedrungen, und es ist dies gewiß erfreulich und sehr zu begrüßen, spielt doch hier bei den lieben Alten der erzieherische Moment keine wichtige Rolle mehr, wie Kontrolle, Aufsicht etc. Die Frage bleibt hier immer noch offen, sie darf jedoch nicht allein vom ökonomischen Standpunkt aus betrachtet werden, sondern der sanitärische, ästhetische und moralische soll dafür von ausschlaggebender Bedeutung sein. Sind Einer-, Zweier- oder Dreierzimmer das richtige?

Dem Laien leuchtet gewiß das Einerzimmer als Ideal ein, auch Männer und Frauen, die sich zurückziehen wollen, denken so. Dasselbe hat jedoch seine Vor- und Nachteile, wie wir dies praktisch erfahren haben. In gesunden Tagen geht das ganz nett; aber auch da kann etwas eintreten, an das man oft nicht denkt. Der Zimmerbewohner wird von Unwohlsein betroffen. Bei Tage ist eine Kontrolle da, die darauf aufmerksam wird, bei Nacht aber ist er allein; denn nicht überall ist eine Nachtwache da. Er kann die Glocke nicht mehr erreichen, fällt zu Boden und bleibt liegen, bis er am frühen Morgen gefunden wird. Was er da alles erlebt hat an Angst, vielleicht auch an Schmerzen, die oft noch eine Lungenentzündung hervorrufen, weiß eben nur der Bewohner des Einerzimmers. Und dann in den Tagen der Krankheit. Sie kommen früher oder später zu jedem. Zuerst ist das Alleinsein wohltuend, es kann aber auch zur Pein werden. Niemand ist da im Zimmer, mit dem man über sein Leiden sprechen kann. Niemand erzählt das Neueste aus der Stadt. Niemand fragt, was der Herr Doktor gesagt hat. Ist das langweilig, ja, tödlich langweilig! Man horcht auf die, die nebenan so fröhlich plaudern. Ja, die haben's gut, aber ich mit meinem Einerzimmer. —

Und nun das Zweierzimmer. Ich habe den Eindruck, daß dies der Idealaufenthalt für zwei Menschen werden kann, die sich verstehen. Und es gibt, Gott sei Dank, noch solche. Da werden oft Freundschaften geschlossen, die über das Grab hinaus standhielten. Und zwar unter Männern und Frauen.

Ob diese Freundschaft nur dem Zweierzimmer zugeschrieben werden darf, möchte ich nicht behaupten. Davon bin ich aber überzeugt, daß es eine wertvolle Unterlage hiezu bot. Und dann das Schöne: Hier ist alten Ehepaaren Gelegenheit geboten zusammenzubleiben. Was in größern Betrieben der Räumlichkeiten wegen nicht möglich ist, ist hier möglich. Stellen wir uns vor: die beiden sind das ganze Leben zusammen gewesen. Nun kommt die Versorgung und mit ihr die Trennung. Das ist gewiß hart, ja, fast unmenschlich. Dort drüben sind die Männer und hier die Frauen. Nicht einmal beim Essen dürfen sie beisammen sein. Wie weh tut das. Wir haben es schon einige Male miterleben dürfen, wie Ehepaare in ihrem Stübchen, bis das eine oder andere in die obere Heimat abberufen wurde, zusammenleben durften. Wie schön war das! Ja, und wie wichtig fühlen sie sich in ihrer Stube, in ihrem Heim. Hier kommt dann auch das Fürsorgliche der Frau in wunderbarer Weise zur Geltung. Ihre Stube hielt sie sauber und nett, und auch der Mann mußte Sorge dazu tragen.

Beim Dreierzimmer sind es dann schon drei, die sich verstehen müssen. Gewöhnlich halten dann hier zwei zusammen und der Dritte ist in den meisten Fällen, wo irgend etwas nicht klappt, der Uebeltäter. Ganz selten geht die Sache länger auf die Dauer. Wenn der Dritte passiv bleiben kann, ist sein Verbleiben im Zimmer möglich.

Das Viererzimmer. Hier ist ein gewisser Korpsgeist von allem bei den Männern vorhanden. Einer oder zwei spielen eine gewisse Rolle, und die andern fügen sich der Ordnung. Ein neuer wird selten

die alte Ordnung durchbrechen. Je mehr aber beisammen, desto unruhiger verläuft naturgemäß die Nacht, ja, der leise Schlaf der Alten wird oft fortlaufend unterbrochen. Gewiß dürfte dies als eine Wegleitung für alle neu zu errichtenden Altersheime sein, nur kleine Schlafräume einzubauen.

Das Leben im Heim bietet so Vieles, daß ich dies kaum mit ein paar Worten sagen kann. Umfaßt es doch weitaus den größten Teil der Heimfürsorge und gibt uns ein Bild vom Zusammenleben der Leitung mit den Insassen. Da tauchen allerlei Fragen und Probleme auf, kleine und große. Ich nenne einige, indem ich einen Gang durch unser Anstaltsleben tue. Ist es z. B. gut für alte Leutchen, am Morgen lang liegen zu bleiben, um dann am Tage immer und immer wieder einzuschlummern?

Das wäre ja schon ein Kapitel für sich. Oder aber sollen wir die schlafen lassen, die schlafen wollen, und die, die aufstehen wollen, aufstehen lassen? Beides wäre nicht gut. Auch der erfahrene alte Arzt findet, daß eine gewisse Ordnung auch hier für Seele und Leib nur von Vorteil sei, d. h. wenn nicht Unwohlsein oder Krankheit vorliegt. Das Frühstück wird im Sommer um 7 Uhr und im Winter um 7 $\frac{1}{4}$ Uhr eingenommen. Mit ganz wenig Ausnahmen erscheinen fast alle beim Essen. Ja, es ist ihnen sogar nicht recht, wenn sie zu spät kommen. Ueberhaupt spielt ja das Essen, natürlich auch das Schlafen bei den lieben Alten eine sehr große Rolle; ich werde noch darauf zurückkommen. Da und dort wird vor oder nach dem Essen ein Tischgebet gesprochen oder Andacht gehalten. Wir überlassen dies unsern Alten. Ein Abendsegen, der jeweilen nach dem Abendessen gelesen wird und zu dem jedermann freundlich eingeladen ist — es besteht kein Zwang —, wird hauptsächlich von den Frauen besucht und geschätzt.

Jeweilen am Dienstag wird durch die Hausmutter während des Morgenessens Umfrage gehalten, wer zur Doktorvisite gehen möchte. Einige müssen persönlich gefragt werden, da sie schwerhörig sind. Einige chronisch Kranke sind im sog. Krankenzimmer untergebracht, mit Ausgang auf die Laube und Blick in den Garten. Es sind Frauen, die mit allerhand Alterskrankheiten behaftet sind. Darunter sind solche, die ihr Schicksal aus den Händen nehmen, die es ihnen bestimmt haben. Die meisten aber möchten unbedingt wieder gesund sein und zeigen kein Verständnis für ihren derzeitigen Zustand, ja, sie finden ihn grausam und hart. Gewiß, es braucht oft viel Liebe, Verständnis und Geduld von seiten der Pflegenden, bis sie wohl einen Eingang in das Herz gefunden, das auch einmal Mutter-, Kindes- und Freundesliebe gekannt hat.

Ich weiß nicht, dürfen wir das Alter schon eine gewisse Krankheitserscheinung nennen. Sicherlich bringt es Zustände mit sich wie z. B. Arteriosklerose, Senilis, Alterstuberkulose usw., die fast als Krankheiten angesehen werden müssen. Auch Herzaffektionen spielen vor allem bei den Frauen eine wichtige Rolle. Die Zucker- und Eiweißkrankheiten sind oft Alterserscheinungen, die, wenn richtig behandelt und Diät durchgeführt werden können, doch gestatten, den Patienten

auf Jahre hinaus am Leben erhalten zu können. Eine Diät bei unsern Alten durchzuführen hält nicht leicht, haben sie doch kein Verständnis dafür. Bei Tisch wird, wenn die Kontrolle nicht gerade da ist, einfach drauflos geschöpft. Ach, so gute Makkaroni und Nudeln, die machen mir doch sicher nichts, das ist eine Idee vom Doktor! Dadurch wird natürlich der Heilprozeß unterbrochen, ja, in Frage gestellt. Wenn dann der Zucker und das Eiweiß nicht zurückgegangen, ist der gute Herr Doktor allein daran schuld.

Wohl am meisten zu bedauern sind unter unsern Patienten die Krebskranken. Diese Krankheit, die ja in allerhand Formen auftritt, und mit der Zeit den ganzen Organismus in Mitleidenschaft zieht, ist furchtbar. Es sind oft wahre Helden, diese Alten, die sich da mit dem Schwersten, das ihnen bevorsteht, abfinden müssen. Diese Krankheit tritt mehr bei den Männern als bei den Frauen auf. Es hat mich schon oft gepackt, wenn ich am Bett eines meiner Männer gestanden, bei dem ich genau wußte, es kommt jetzt so und so. Da gibt es dann, wenn der Geist beim Patienten noch klar ist, Momente der innern Aussprache, Stunden, die uns diesen alten Weggenossen so nahe bringen im Anblick der Ewigkeit. Ja, Stunden, die wir nie vergessen.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Entgegnung.

M. Roth, Verwalter, Mettmenstetten.

Der Artikel von Hrn. Hepp, Direktor der Zürcher kant. Blinden- und Taubstummeneinrichtung, im Fachblatt für schweiz. Anstaltswesen vom November 1935, „Zusammenschluß und Arbeitsteilung, eine Forderung der Zeit“, kann nicht unbesprochen bleiben. Von „hohem Rosse“ aus soll das Schicksal der schulpflichtigen blinden Kinder geleitet werden. Er spricht von Unsinn über teure Zwergbetriebe (dabei bestehen vier Anstalten: die französisch sprechende in Lausanne, die katholische in Freiburg, die kant.-zürcherische in Zürich und die private in Spiez), verurteilt den Kantönligeist, will vom gesamtschweizerischen Standpunkt aus urteilen, macht aber dabei den Fehler, daß er selbst nicht über die Grenzen eines Kantons hinausschaut. Wer die Art und Weise miterlebt hat, wie z. B. die blinden schulpflichtigen Kinder der Ost- und Zentralschweiz aus der kantonalen Blinden- und Taubstummeneinrichtung weg- gewiesen werden sollten, kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß da nicht Pestalozzis Geist wehte. Haben unsere blinden Kinder nicht das Recht der Staatsschule, wie sie den Normalen und auch den Taubstummen zugebilligt wird? Wir erachten es als selbstverständlich, daß unsere kantonale Anstalt auch Taubstumme anderer Kantone aufnimmt, sofern genügend Platz vorhanden ist. Hr. Hepp berichtet, daß es nur noch acht blinde Kinder gebe, für die der Kanton Zürich beschulungspflichtig sei, verschweigt aber, daß sich heute in der zürcher. Blindenschule vierzehn, im November 1935 dreizehn Kinder befinden. Die Kinder der übrigen Kantone der Ost- und Zentralschweiz haben im zürcher. Heim die beste Gelegenheit zur Ausbildung. Ist es notwendig, daß man die Blinden alle in eine private Anstalt an der Peripherie der deutschen Schweiz bringt? Wir wissen, daß auch kleine Landschulen schöne erzieherische Erfolge zeitigen. In z. T. tendenziöser Aufmachung hat Hr. Hepp kürzlich in einer andern Zeitung geschrieben, daß das über hundert Jahre alte Provisorium der zürcherischen Blindeneinrichtung einmal aufgehoben werden sollte. Ein Jahrhundert Provisorium! Leben wir denn auch provisorisch? — Man hat uns Eltern blinder Kinder behördlicherseits versichert, daß es nicht finanzielle Erwägungen seien, die zur Aufhebung der kant. Blindeneinrichtung hätten führen